

btb

Buch

Eine magisch-realistische Familiensaga vor dem Hintergrund der stürmischen Geschichte Prags: Von den Weltkriegen gebeutelt, teilt das Schneiderehepaar František und Nina ein hartes Los. Die beiden sind arm. Nina leidet unter Fresssucht, und František träumt sich immer wieder in eine andere Welt. Als sich Jahre später ihre Tochter Helena in den umtriebigen Dissidenten Cyril verliebt, der eigentlich nur Augen für ihre sensible Tochter Sylva hat, nimmt ein neues Verhängnis seinen Lauf ...

Autorin

Tereza Brdečková, 1957 in Prag geboren, studierte an der Hochschule für Film und Fernsehen in Prag. Sie schreibt für verschiedene bedeutende tschechische Wochenzeitschriften und verfasst Drehbücher für das tschechische Fernsehen. 2000 sorgte Brdečkovás Debütroman »Das Jahrbuch des versteckten Gartens« in Tschechien für Furore. Binnen Wochen waren alle Exemplare ausverkauft. Die Autorin lebt in Prag.

Tereza Brdečková

Das Jahrbuch
des versteckten
Gartens

Roman

*Aus dem Tschechischen
von Hana Hadas*

btb

Die tschechische Originalausgabe erschien 2000 unter dem Titel
»Šahrazád a Král« bei Argo, Prag.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Munken Print*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Mai 2009,

btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © der Originalausgabe 2000 by Tereza Brdečková

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotiv: © plainpicture / Millenium

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

NB · Herstellung: BB

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-73734-5

www.btb-verlag.de

Teil I

Scheherazade

Ende August leuchtet der Himmel nicht mehr im satten Blau, sondern wird von Tag zu Tag bleicher. Im Garten fällt hin und wieder ein Apfel vom Baum, und die Wespen stürzen sich gierig auf ihn. Sylva sitzt auf einer Decke, Cyrils Kopf im Schoß; ihr Sohn verjagt die Wespen mit einem Holzscheit. Cyril wacht davon auf, drückt Sylvas Hand, blickt wie ein kleiner Junge um sich und fragt: »Warum sind die Pflaumen so beschlagen? Sind sie innen etwa kalt?«

»Das fragst du mich? Ausgerechnet *mich*?«

Sylva legt ihre Hand auf seine Stirn, und Cyril schließt wieder die Augen. Das Kind kommt weinend zu ihnen, es hat einen Stachel im Finger. Cyril rührt sich nicht, also nimmt Sylva ihren Sohn in den Arm, tröstet ihn und leckt ihm wie eine Hündin die geschwollene Hand. Sie sind schon lange hier, die Tage glitzern wie Diamanten. Hinter dem Wald gähnt ein Moorsee mit tragem, eiskaltem Wasser, in dem sie ihr Bier lagern. Sylva denkt nicht an Cyril, in die sommerliche Unbeschwertheit ist Unruhe eingebrochen.

Das Kind bettelt: »Erzähl mir etwas. Das vom letzten Mal.«

Sie weiß nicht mehr, was sie das letzte Mal erzählt hat. Cyril schläft wieder oder stellt sich schlafend.

Sylva erzählt ihre unendliche Geschichte, und der Junge unterbricht sie immer wieder: »Nein, nicht so, das letzte Mal hast du sie anders erzählt.«

In dem Moment, als Sylva an eine spannende Stelle kommt, zupft er sie am Ärmel: »An dieser Stelle hattest du immer ein Bonbon für mich.«

»Heute habe ich keins«, entgegnet Sylva, und das Kind fängt an zu weinen. Irgendwann tastet Cyril in seiner Tasche herum und kramt einen Kaugummi hervor. Er teilt ihn, beide kauen und hören Sylva zu.

Ich gehöre Euch, mein König. Gegen Mittag erwache ich, blicke aus dem Fenster ins Tal und sehe, wie Ihr alleine auf den verschlungenen Wegen im großen Garten umherwandelt. Ihr bleibt stehen und schabt an der Rinde eines Baumes. Ihr seid so weit entfernt, dass Ihr mir wie eine Fliege auf dem Handrücken krabbelt, wenn ich die Hand ganz nah unter die Augen führe. Es wandern auch andere umher, aber Euch erkenne ich immer an Eurem Gang und an der übertrieben geraden Haltung, mit der Ihr Eure unzureichende Größe zu verbergen sucht. Ich kann mir Euer Gesicht nicht vorstellen. Das passiert mir immer, wenn ich verliebt bin. Es dauert Monate, bis ich mir die Gestalt, das Gesicht, die Gesten, den Blick und den Ausdruck merken kann, die einen Mann ausmachen. Zudem begegnen wir einander lediglich nachts. Genau genommen erahne ich Eure Gestalt nur und ergänze sie mit dem, was ich zu sehen wünsche.

Wenn Ihr lustwandelt, setzen sich dressierte Vögel auf Eure Schulter. Gerne würde ich Euch begleiten. Doch Ihr weist mich zurück, es gehe mich nichts an, wer Ihr seid, während meiner Abwesenheit. Ihr sagt, Euch wäre völlige Dunkelheit am liebsten, wenn ich Euch überhaupt nicht sähe, wie Psyche – ich könnte durch meinen Blick eine falsche Vorstellung gewinnen. Wenn wir einander eines Morgens begegneten, wenn ich Euch zufällig vom Fenster aus sähe, würde ich Euch nicht erkennen. Diese Vorstellung gefällt Euch. Ihr glaubt, ich hätte die Macht, Euch zu zerstören, so dass von Euch nur eine ge-

sprungene Feder, ein entrolltes Knäuel und feuchter Schnee übrig bliebe. Glaubt Ihr tatsächlich, ich hätte keine Angst?

Ich begreife Euch nicht. Es versteht sich von selbst, dass Ihr von mir nicht hört, was ich mir selbst ausgedacht oder selbst erlebt habe. Ihr würdet nachfragen, wo und wie ich zu solchen Erfahrungen gelangte. Ich muss vorsichtig sein, um die Grausamkeit nicht zu wecken, die in Euch schlummert. Wenn ich also ein Märchen erzähle, achte ich darauf, mit niemandem Mitgefühl zu zeigen, damit Ihr mir nichts vorwerfen könnt. Viel Blut wollt Ihr und Schlüpfrigkeiten.

»Erzähle so, als würdest du nur ein Stück Braten auf den Tisch stellen«, sagt Ihr.

Ich gebe also vor, die Erzählungen berührten mich nicht, als würde ich Euch nichts über mich oder über andere verraten. Jedes Mal aber wundere ich mich darüber, wie gleichgültig Euch jene Menschen sind, von denen ich berichte. Wie wenig habt Ihr doch für deren schillerndes Wesen übrig, wie wenig beachtet Ihr doch deren Art zu handeln! Im Grunde ebenso wenig, wie Ihr mich beachtet. Umso mehr Wert legt Ihr auf die Vollkommenheit der Form und die moralische Erkenntnis. »Der Händler verprügelte seine Frau, und sie waren glücklich bis zum Tode.«

Ihr sagt, man solle so erzählen, dass sich die Leute danach richten können. Wie soll ich wissen, was Ihr wirklich denkt?

Sobald der Tag sich neigt, werden die Schatten länger, und immer zucke ich bei dem Gedanken zusammen, es sei womöglich das letzte Mal, dass ich sie sehe. Von der Terrasse aus beobachte ich die Ornamente der verzweigten, mit Kies aufgeschütteten Wege und überlege, wohin ich die Erzählung führen und wo ich sie unterbrechen soll, wo abschweifen, wann eine neue ansetzen. Und doch werde ich es nicht wissen, ich werde mich nach dem Augenblick richten müssen. Ich warte so lange, bis am Ende des Labyrinths Eure Gestalt aus dem

Dickicht auftaucht. Ihr nähert Euch der Terrasse. Ich gebe ein Zeichen, damit man mich zum Umkleiden geleitet. In wenigen Augenblicken werden wir zusammen sein.

Alexandre

Nach zehn Jahren kehrte Alexandre als Vertreter eines schweizerischen Pharmaunternehmens nach Prag zurück. Er hatte sich lange darauf gefreut. An einen einzigen tschechischen Satz konnte er sich noch erinnern: *Vom sowjetischen Bruder lernen, heißt siegen lernen.* Für den täglichen Sprachgebrauch war dieser Satz natürlich untauglich. Das fand er ein wenig schade, und er schämte sich dafür. Im Landesinneren war vieles renoviert und frisch gestrichen worden, doch die Ritzen der farbigen Fassaden atmeten Armut und Vereinsamung in die Straßen hinaus. Unfassbar, dass dies dieselbe Stadt war, in der er vor Jahren seine Geschichte mit Sylva erlebt hatte. Er begegnete niemandem, mit dem er darüber hätte reden können, er hätte auch gar nicht gewusst wie. Er konnte doch nicht einfach sagen: »*Euer Land sieht heute aus wie eine Attrappe, ich erkenne es aber wieder.*«

Selbst guten Freunden hatte er nie erklären können, was genau ihn hierher zog, warum ihn das Schicksal der Menschen hier so schmerzte und warum er schon Mitte der achtziger Jahre neun Einreisevisa für die Tschechoslowakei besessen hatte.

Auf das meiste, was sich hier getan hatte, war er geradezu stolz, als ob er selbst dafür verantwortlich gewesen wäre. Anderes empfand er als ästhetische Beleidigung und lehnte es ab, so zum Beispiel den geschmacklosen Umbau seines Geburts-

ortes. Südlich von Prag zeigte man ihm einmal einen Supermarkt, der auf dem Fundort einer heidnischen Kultstätte erbaut worden war. Alle hielten es damals für eine gute Idee. Er blieb stehen, um sich die Stelle anzusehen, und als er um das Gebäude herumging, wurde er auf einmal Zeuge einer Protestversammlung von Ökologen. Auf der hölzernen Tribüne erblickte er zunächst einen kleinwüchsigen Mann und neben ihm plötzlich Sylva T.

Er hatte sie gleich erkannt, obwohl ihr Haar gefärbt war und sie wesentlich dünner und sogar größer wirkte. So etwas kommt vor. Alexandres frühere Frau war nach der Entbindung gewachsen, obwohl sie bereits über dreißig war. Er fragte sich, ob der Mann auf der Tribüne derjenige war, der im Gefängnis saß, als er Sylva kennengelernt hatte. Eine Weile hörte er seiner Rede zu. Außer dem Satz »*Vom sowjetischen Bruder lernen...*« hatte er damals nur noch »*Zum Wohl!*« gelernt, und so verstand er nicht, warum die Leute lachten, als der Mann zu Ende gesprochen hatte.

Nach der Kundgebung hievte sich Alexandre mit Mühe auf das hölzerne Podium hinauf und lud die beiden in die nächste Gaststätte zum Essen ein. Sylva war überrascht, ihn zu sehen, freute sich aber augenscheinlich sehr.

»Letztendlich musste der Zufall eingreifen«, sagte sie auf Französisch.

Sie machte in diesem einen Satz fünf Fehler. Alexandre verbesserte sie alle, wie damals, und beide lachten. Dann sagte er zu ihr: »*Vom sowjetischen Bruder lernen, heißt siegen lernen.*« Im Laufe ihres Gesprächs stellte sich heraus, dass der Redner, Cyril, ihr Mann war. Er erfuhr auch, dass dieser zwar einige Fremdsprachen beherrschte, aber keine davon aktiv sprach. Er hatte sie sich alle selbst beigebracht, damit er Bücher lesen konnte. Er brachte sich die Sprachen bei, indem er die unbekannteren Wörter im Wörterbuch nachschlug. Einmal hatte er

angeblich das ganze Wörterbuch auswendig gelernt. Fremdsprachen waren für ihn ein Mittel zur Erkenntnis und keineswegs ein Mittel zur Verständigung.

»Es interessiert mich sowieso nicht, wovon Sie reden, also was soll's«, sagte er zu Alexandre.

Das Gespräch geriet ins Stocken. Alexandre hoffte eine Weile, er hätte Cyril falsch verstanden, aber in Sylvas Gesichtsausdruck las er, dass dem nicht so war. Sylva streckte ihre Hand aus, um sein Seidentuch anzufassen, dessen orientalisches Muster bunt war wie die Federn eines Papageis. Nur jemand mit so dunklem Teint wie Alexandre konnte es sich erlauben, ein solches Tuch um den Hals zu tragen. Nur ein so gut aussehender, maghrebinischer Kerl wie er.

»Den habe ich schon seit meiner Kindheit«, sagte er.

»Ich weiß«, rief ihm Sylva ins Gedächtnis. Cyril zeichnete komplizierte Systeme aus Dreiecken auf seine Serviette. Einige davon sahen aus wie kleine Guillotinen. Als Sylva fragte, was Alexandre mache, erklärte er, wovon er lebte: Zwar habe er nie viel von Medikamenten verstanden und sich nicht vorstellen können, sein Geld als ein besserer Handelsvertreter zu verdienen, aber die Arbeit bringe ihm immerhin Freiheit. Die Chefs seien weit weg, eigentlich kenne er sie nicht einmal, und sie seien ohnedies nur an erfolgreichen Geschäftsabschlüssen interessiert. An eine Karriere denke Alexandre nicht, ihm reiche seine Freiheit. Sylva T. und Cyril hatten nun also auch ihre Freiheit. Nach den Zeiten des Umbruchs müsste das eine Genugtuung für sie sein.

Die ganze Zeit über hatte er das Gefühl, dummes und belangloses Zeug zu schwatzen, er stand irgendwie neben sich, aber er hatte keine Ahnung, warum und wie er dorthin gelangt war. Sylva und Cyril waren ihm auch keine Hilfe. Er wünschte sich, sie würden aus irgendeinem Detail herauslesen können, wie tief sein Mitgefühl ihnen gegenüber war, wie schlimm auch

für ihn all das war, was die beiden durchgemacht hatten, wie er ihnen die jetzigen Lebensumstände gönnte und gleichzeitig neidete, zumal sie sie nicht automatisch bei der Geburt erworben hatten, sondern durch ihren eigenen Verdienst, und das in einem Alter, in dem man weiß, wie man Chancen zu nutzen versteht.

Cyril aber machte ein Gesicht, als ob man ihm gerade einen Zahn ziehen würde. Alexandre war sich daher nicht sicher, ob Cyril es nicht bedauerte, von ihm zu diesem relativ teuren Essen eingeladen worden zu sein. Gelegentlich sonderte Cyril langsam und umständlich einen Satz in die Stille ab: »Ich brauche einen Zahnarzt. Verkaufen Sie nicht auch Draht zum Geradebiegen der Zähne?« Er entblößte sein ungepflegtes Gebiss.

Sylva fing daraufhin an, das Revers seines Sakkos abzuklopfen, bis er ihre Hand wegwischte wie eine Fliege. Beim Abschied fragte Alexandre Sylva nebenbei, ob er Cyril in irgendeiner Form gekränkt habe.

»Nicht doch, wir sehen die Dinge bloß anders als du«, entgegnete sie.

»Was anders? Wie anders?«, fragte Alexandre.

Solange er denken konnte, sah jeder die Dinge anders als er, und immer wieder ärgerte er sich darüber. Die Leute hier hatten ihn stets so flehentlich angesehen, so dass er sich verpflichtet fühlte, ihnen zu helfen. Und nun, da er nach bestem Wissen und Gewissen geholfen hatte, standen sie ihm plötzlich feindselig gegenüber. Selbst jetzt, wo sie in Freiheit waren, beleidigten sie einander bei gutem Essen, hielten Freundlichkeit für Heuchelei, Lächeln für einen Ausdruck der Oberflächlichkeit und Interesse für Argwohn. Nichts wie fort von hier.

Alexandre bezweifelte, dass die unvorteilhaften Verhältnisse schuld am schlechten Benehmen dieser Leute waren. Die Tschechen waren nun mal so. So wie es in anderen Ländern Kannibalen gibt. Es war ihm bereits vor etlichen Jahren auf-

gefallen, dass gerade bei den belesenen Leuten, deren Wissen ihn verblüffte und gleichzeitig beschämte, die feindselige Haltung am stärksten war. Die mühselig erworbene Bildung erweiterte ihren Horizont keineswegs, vielmehr schien diese Bildung ihnen zu schaden, indem sie ihre Komplexe nährte.

Wieso hatte er ausgerechnet hier Wurzeln geschlagen, fragte er sich, als er sich in den Wagen setzte und hoffte, die beiden nie wieder sehen zu müssen. Er fuhr los, und im Rückspiegel sah er Sylva T., ziemlich groß und unsicher, wie sie sich bemühte, ihrem Mann zu gefallen, indem sie durch Haarfarbe und Seidenbluse das kaschieren wollte, was sie eigentlich ausmachte. Und wie sie angestrengt die Rolle seiner Lebensgefährtin spielte, wie ihre gebeugte Haltung, mit der sie versuchte, den Größenunterschied zwischen sich und Cyril auszugleichen, eine gewisse Unreife verriet. Er sah auch, dass sich Sylvas Beine ein wenig nach innen krümmten und dass sie ihre Handtasche so hielt, als hätte jemand sie gebeten, kurz darauf aufzupassen. Das alles kannte er, so war sie ihm in Erinnerung geblieben. Sylva T. hatte ihm nie gefehlt, weil er nie aufgehört hatte, an sie zu denken.

Am Abend fand er in seiner Jackentasche einen Zettel mit folgenden Zeilen:

*Ein Haus, ganz nachtversunken
Du gehst vorüber –
oder kehrst du zurück?*

Cyrils Verse. Das behauptete zumindest Sylva. Ein paar Tage später trafen wir uns in Berlin und verbrachten einen unendlich langen Tag im Park am Großen Stern.

Marion

Eine Woche später traf ich mit Medikamenten in Berlin ein. Zwei Drittel des Jahres bin ich unterwegs. So sehe ich an Ort und Stelle, wie sich Europa verändert. Ich höre oft, dass die Städte einander immer ähnlicher werden, dass man in neuen Stadtteilen häufig nicht mehr erkennen kann, in welchem Land man sich gerade aufhält, aber das stimmt so nicht. Mir kommt es eher vor, als ob die Städte immer mehr zu Spielzeugen werden. Ich meine die Spielzeuge, die ich als Kind kannte, nicht die von heute. Ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, was beispielsweise Sylvas Junge (sie hat einen Sohn) mit den Monstern anfangen kann, die ich in der Spielzeugabteilung der Warenhäuser sehe. Die Armen und die Reichen haben jetzt den gleichen Gesichtsausdruck, sie sind verschieden gut gelungene Abgüsse einiger weniger Formen. Ich weiß nicht, vielleicht kommt es mir nur so vor, weil es immer mehr Menschen in den Städten gibt. Die Großstädte werden immer mehr zu Trugbildern. Man sieht sie viel öfter im Fernsehen oder auf Postkarten als in Wirklichkeit, und dann fällt es schwer zu glauben, dass es sie tatsächlich gibt. Wenn man bereits vorher so viel über sie weiß, kann man kaum noch etwas Neues entdecken. Und wenn Landschaften oder klimatische Bedingungen voneinander abweichen wie auch die Farben oder die Einwohnerzahl, so sind Metropolen doch alle lediglich Spielzeuge, *verschiedene* Spielzeuge.

Vor ein paar Jahren, kurz nach der Wende, fuhr ich mit der S-Bahn vom Osten in den westlichen Teil Berlins. Die Mauer war schon weg, aber man hatte noch nicht zu bauen, geschweige denn zu planen begonnen. Den Touristen zeigte man daher eine fünfhundert Meter breite Wunde. Mein Zugabteil war voller müder Menschen in Kunstfaserjacken, die alle kurz vor dem Brandenburger Tor ausstiegen. Ich fuhr drei Stationen weiter, der offenen Wunde entgegen und saß mit einem betrunkenen Punk alleine im Abteil. Erst im Westen, an der Station Bellevue, stiegen neue Fahrgäste ein. Wesentlich größer, sonnengebräunt und elegant gekleidet. Nichts deutete darauf hin, dass sie etwas mit denen zu tun hatten, die die Bahn kurz zuvor verlassen hatten. Es handelte sich um eine neue Spezies Mensch.

Am deutlichsten war das an Männern mittleren Alters (meines Alters) zu sehen: Die Männer aus dem Osten wirkten desinteressiert, waren beleibt, unrasiert und erinnerten an die blinden Bauern von Brueghel. Die Männer aus dem Westen hingegen blickten forsch und stolz, und die Frauen im Abteil waren sichtlich an ihnen interessiert. Ich sagte mir, dass entweder die Russen oder die Amerikaner oder beide jeweils ihre Deutschen bestrahlen oder dass sie ihnen etwas ins Essen mischen mussten. Es konnte doch gar nicht sein, dass sich Nachbarn, manchmal sogar auch Verwandte, auf ein paar hundert Metern Entfernung so auseinanderentwickeln konnten, bloß weil bei der einen Hälfte Mangel an Vitaminen und Freiheit herrschte.

»*Das hier wird sich niemals ändern*«, sagte ich damals laut vor mich hin, und all die Dandys drehten sich nach mir um. Doch es reichten vier Jahre aus, bis sich Ost und West zu einer ungleichartigen, aber in sich abgerundeten Masse vermischten. Am Brandenburger Tor bleiben die Reisenden heute ruhig sitzen.

In dem Jahr, in dem ich Sylva und Cyril T. in ein Restaurant unweit des besagten heidnischen Denkmals zum Essen eingeladen hatte, lernte ich in Berlin Marion kennen. Sie war gebürtige Tschechin, dunkelhaarig, reizend, und sie hatte die gleichen unbeholfenen Gesten wie Sylva. Irgendwann erzählte sie mir, sie würde öfter nach Prag fahren, um dort für eine deutsche Zeitung zu arbeiten. Einmal interviewte sie sogar Cyril T. Der Artikel hieß: *Von der Zukunft meiner Vergangenheit*. Sylva lernte Marion nicht persönlich kennen – dabei erinnerte mich Sylva so sehr an sie.

Zum ersten Mal sah ich Marion durch die Scheibe eines Buchladens. Sie saß mit einem anderen Mädchen hinter einem voll ausgeleuchteten Ladentisch. Die beiden waren schwarz gekleidet und hatten ihre Lippen rot geschminkt. Sie bewegten sich nicht und sahen aus wie Puppen. Ich trat ein, weil ich dachte, es handele sich um einen Scherz oder ein Happening. Beide erwachten ein wenig aus ihrer Starre, und ehe ich mich's versah, verkauften sie mir eine Neuerscheinung mit dem Titel *Schahriyar*.

»Kommen Sie wieder und erzählen Sie uns, wie Sie es finden«, sagte Marion.

Am Abend blätterte ich flüchtig darin. Es handelte sich (zumindest auf den ersten Blick) um eine Variante der Märchen aus *Tausendundeiner Nacht*, angesiedelt in Persien um das dritte Jahrhundert, erzählt von Prinzessin Scheherazade und ihrer Schwester Dinharazade.

Die Sorte von Büchern kenne ich schon. Von einigen sagt man, sie seien unterschätzt, wären aber langweilig. Das Buch enthielt ein paar hübsche Ideen: Ich erfuhr zum Beispiel, dass der König die Geschichten aus *Tausendundeiner Nacht* von klein auf kennen musste, weil ein Teil davon von den Iranern tausend Jahre zuvor aus Indien importiert worden war, quasi als literarischer Grundstock. Die Figur der Scheherazade selbst

beruht auf einem Mythos, sie ist eine Variante der Königin Esther. Hätte ich aber in der Schule besser aufgepasst, hätte ich all dies schon früher gewusst.

Am nächsten Morgen sagte mir ein Kunde ab. Erst in vier Tagen sollte ich in Nancy sein. Die Zeit ließ sich hier in Berlin angenehmer vertreiben. Ich glaube, irgendwelche Feiertage standen vor der Tür. Ich kam auf den Gedanken, das Mädchen im Buchladen zu besuchen, aber sie war nicht dort. Das andere Mädchen, die Verkäuferin, erklärte mir, dass die andere nur eine Freundin gewesen sei, die vorbeigekommen war, um etwas zu fragen, sie arbeite hier aber nicht. Irgendwie konnten wir uns nicht verständigen – ich fand nicht die richtigen Worte, und sie war nicht bereit, mir zu helfen. Daraufhin sagte ich ihr, ich hätte mir gestern einen ziemlichen Blödsinn gekauft, den ich nun gerne gegen einen ordentlichen Krimi umtauschen würde.

»Es heißt *Schahriyar*.«

Die Verkäuferin fragte mich unfreundlich, ob ich gerne mein Geld zurück hätte, denn sie würden keine Krimis führen. Das Buch hätte eben diese Freundin geschrieben, Marion heiße sie, und es verkaufe sich wunderbar, wie sie ihr gestern habe mitteilen können. Natürlich sei nicht jeder in der Lage, es angemessen zu würdigen. Für Marion bedeute dieser Erfolg viel, denn dann müsste sie sich nicht mehr in Cafés, Galerien und Ähnlichem durchschlagen, sondern könnte sich ganz aufs Schreiben konzentrieren. Sie hätte Talent. Ich verabschiedete mich und sagte beim Hinausgehen, ich würde mich gerne mit Marion treffen, um sie einige Sachen zu fragen. Die Verkäuferin hörte auf, mich zu belehren und ein freundliches, demokratisches Lächeln umhüllte ihr Gesicht – ein Lächeln, das man nur im westlichen Teil Berlins beobachten kann. Sie teilte mir mit, Marion würde zwei Blocks weiter arbeiten, an der Ecke zur Hexenstraße, und sie würde sich sicherlich freuen,

mich zu treffen. Ratlos fand ich mich an der Ecke im eisigen Wind wieder. Ich hatte keine Lust auf einen feministischen Vortrag, andererseits hatte der Tag einen gewissen Lauf, und es wäre schade gewesen, ihn zu ändern. Marion behauptet heute, damals am Schaufenster des Buchladens wäre ein gewisser Funke des Vertrauens zwischen uns gesprungen, den zu verfolgen ich gezwungen war, aber in Wahrheit wusste ich einfach nicht, was ich mit meiner freien Zeit anfangen sollte. Ich fand Marion in einer kleinen Galerie mit langweiligen Bildern und hoffte, die wären nicht auch noch von ihr. Sie kam mir nicht so hübsch vor wie das erste Mal, aber ich war auch nicht enttäuscht. Wir gingen in ein Lokal, irgendwo in Charlottenburg, in ein Bierlokal, in dem alles, vom Parkett über die Kellner bis hin zu den Tellern, um ein Drittel größer war als nötig. Berlin! Alexandre, der Gulliver im Reich der Riesen. Darüber musste Marion lachen. Leute aus der noblen Nachbarschaft kamen hierher, doch Marion machte mich auf ein Paar aufmerksam, angeblich garantiert aus dem Osten. Der junge Mann und das Mädchen waren gleich groß und gepflegt wie die anderen, und beide lachten genauso gequält wie die anderen Gäste.

»Woran erkennen Sie das?«, fragte ich. »An der Aussprache, oder verwenden sie andere Wörter? Etwas aus dem Russischen?«

»An den Schuhen«, Marion deutete auf zwei Paar schmutzige Turnschuhe aus Kunstleder. »Da kann man nicht irren.«

Die Hauptrolle an diesem Nachmittag spielte ihre dunkle Sonnenbrille. Marion war ständig damit beschäftigt, sie abzusetzen, um sie gleich wieder aufzusetzen, und dieses Theater hinderte mich daran, dem zu folgen, was sie erzählte. Unangenehm war, dass auch sie kaum zuhörte, sie fragte nicht nach, und wenn sie die Brille wieder einmal abgenommen hatte, fixierte sie irgendwen im Raum, der offenbar fesselnder war als

ich. Gewiss erwartete sie nicht, dass ich sie unterhielt. Im Gegenteil, kaum setzte ich zum Reden an, fiel sie mir in die wenigen Worte, die ich in petto hatte, um mich darüber aufzuklären, wo sie überall gearbeitet hatte oder dass der Mensch drüben an der Bar vermutlich statt des linken Beins eine Prothese trage. Eine Weile erzählte ich ihr von irgendeinem alten Film, aus reiner Wut darüber, dass ich weder in der Lage war, sie zu unterhalten, noch sie sitzen zu lassen und fortzugehen.

Es handelte sich um die allerersten in Farbe gedrehten Dokumentaraufnahmen der Amerikaner aus dem Jahre 1944, kurz nach der Landung der Truppen in der Normandie. Kolonnen amerikanischer Transporter durchquerten die französische Landschaft. Sie gelangten in von Pappeln umsäumte Straßen und mit Glynien überwucherte mittelalterliche Städtchen. Die Soldaten in den Jeeps sahen nicht anders aus als später in Vietnam oder im Persischen Golf. Khakifarbene Hemden mit hochgekrepelten Ärmeln, Schutzhelm, Kaugummi. An den Straßen standen Junge wie Alte, Frauen in schwarzen Kleidern mit Kindern an der Hand und am Hauptplatz Herren mit Hut, eine Uhr in der Jackentasche. Starr vor Staunen beobachteten sie diese Entsandten einer anderen Welt, die Ritter eines neuen Zeitalters. Wenn vor dem Wirtshaus eine fliegende Untertasse gelandet wäre, würden sie vermutlich genauso glotzen.

Der Soldat, der Herr mit der Taschenuhr und der amerikanische Filmemacher sahen jeweils etwas anderes. Drei Schicksale, die scheinbar nichts miteinander zu tun hatten. In diesem einen Augenblick schossen sie aneinander vorbei wie fliegende Sterne.

Ist Euch denn klar, was für unglaubliche Dinge passieren, während wir hier sitzen? Einst beim Urknall flogen Teile der Welt in alle Richtungen. Ich suche sie, finde sie und versuche aus ihnen das ursprüngliche Bild zu schaffen, auch wenn es immer unvollendet bleibt. Gott schlug mit der Faust in die

Welt, weil er sie zerstören wollte oder weil er spielen wollte. Ich sehe Teile von Atlantis in den Augen der unterschiedlichsten Kreaturen, mit denen ich meine Träume teile, ich sehe das Wohlgefallen am Sommerregen oder an Gesichtern, von denen sich der Schleier gelöst hatte. Wir sind nicht alle aus dem gleichen Material. Die alte Welt hatte ihre Klippen, Märchen, Erzadern und Scherben. Am Griff erkennt Ihr, wie der Krug geformt ist.

Habe ich das gelesen oder gehört oder beides? Wessen Worte waren das?

»Ist das so in Berlin? Unterhalten sich die Leute hier so?«, fragte ich.

»Ich weiß nicht. Mit mir spricht kaum jemand. Oder ich unterhalte mich nicht. Das lässt sich nicht so einfach auseinanderhalten.«

Ich wollte sie nach Hause begleiten, aber in der Tür stießen wir auf ein paar Bekannte von ihr. Sie wollte mit ihnen weiterziehen. Dabei hatte sie doch noch behauptet, keiner spreche mit ihr! Ich verabredete mich mit ihr für den nächsten Tag und kehrte ins Hotel zurück. Ich schlug noch einmal ihr Buch auf und las diesmal aufmerksamer, in der Hoffnung, mehr über Marion zu erfahren.

Schahriyar

König Schahriyar war klein, er hatte einen Kugelbauch, und seine oberen Schneidezähne wackelten. Er sah auf jedem Auge unterschiedlich scharf, und wenn er in ein Buch schaute, schloss er ein Lid und sah aus wie ein böser Papagei. Seinen Bart schnitt er nachlässig und ohnehin nur deshalb, weil er wegen der Hitze juckte. Er zog sich ungerne und unordentlich an und tat dies nur, weil er sich seiner Nacktheit schämte. Immer wenn sein Gefolge vor ihm auf die Knie fiel, tat er so, als ob er Zahnschmerzen hätte. Andererseits aber bestand er darauf, genauestens über jede Kleinigkeit Bescheid zu wissen, und ertrug es nicht, wenn etwas von seinen Vorstellungen abwich – diese Vorstellung aber vertraute er niemandem an.

Dennoch umwehte ihn ein Zauber der Allwissenheit. Er wusste, wie viele Eichhörnchen und Rosen sich im Garten befanden, welche Frau ein Kind erwartete und von wem, woraus man Farben für Teppiche mischte und wohin man zur Jagd ausreiten konnte. Er konnte das Wetter vorhersagen, las viel, beherrschte die lebendigen Sprachen und kannte die untergegangenen Schriften, Rätsel, Witze, außerdem war er in der östlichen und westlichen Religion bewandert. Er interessierte sich für Mathematik, für die Seele und ihren Platz im Kosmos und im menschlichen Körper. Er korrespondierte mit Philosophen, diskutierte mit Sophisten, verfolgte eifrig die neuesten Berechnungen der Sterne und die besten medizinischen



Tereza Brdečková

Das Jahrbuch des versteckten Gartens
Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 240 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-73734-5

btb

Erscheinungstermin: April 2009

Liebe, Angst, Verrat – eine tschechoslowakische Familiensaga über drei Generationen

Eine magisch-realistische Familiensaga vor dem Hintergrund der stürmischen Geschichte Prags: Von den Weltkriegen gebeutelt, teilt das Schneiderehepaar František und Nina ein hartes Los. Die beiden sind arm. Nina leidet an Fresssucht, und František träumt sich immer wieder in eine andere Welt. Als sich Jahre später ihre Tochter Helena in den umtriebigen Dissidenten Cyril verliebt, der eigentlich nur Augen für ihre sensible Tochter Sylva hat, nimmt ein neues Verhängnis seinen Lauf.